

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 7

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor: Möschlin, Felix

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634757>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 7 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 18. Februar 1922

— Zwei Gedichte von Dominik Müller. —

Labsal.

Du bist mein tiefer Brunnen du,
Zu dem ich dürstend niedersteig'
Und schlürfend mich hinunterneig'
Und trink daraus mir selige Ruh.

Und trink daraus Vergessenheit,
Und lächelnd löst sich wirrer Wahn,
Und mögen neue Feinde nahm:
Ich bin zum Jhohn und hieb gesetzit...

Du bist mein tiefer Brunnen du.
Zu dem ich dürstend niedersteig'
Und schlürfend mich hinunterneig'
Und trink daraus mir selige Ruh.

Zu Ende.

Nun sah ich es zerrinnen,
Was mir das Liebste war,
Nun gingst auch Du von hinnen
Und lässt mich einsam gar.

Nun hab ich nichts mein Eigen
Auf dieser fremden Welt,
Nun mag der Tag sich neigen:
Mein Bündel ist bestellt.

— Die vier Verliebten. —

Roman von Felix Möschlin.

7

Noch einmal suchten beide eifrig nach einem Wort, das sie erlösen konnte. Über des Malers Gehirn vernahm nur das Echo eines hartgewordenen Sinns, und des Mädchens Herz war wie gefesselt durch eine lähmende Ohnmacht.

Bloß als sie zufällig zu einem Bilde kamen, das den meisten Besuchern seiner verwegenen Kraft und seines Farbenmutes wegen noch ein absonderliches, ja lächerliches Ding war, über das man ungestraft seine Witze machen durfte, kam Rösli wieder die Lust zu einer scherhaften Bemerkung. Ohne den Blick der Sympathie und der Bewunderung zu sehen, den Franz mit dem Bilde wechselte, sagte sie mit fröhlichem Tonfall: „Sieh, was für ein Bild! Daß man derart malen kann. So was gibt's ja gar nicht!“

Aber wenn sie gehofft hatte, durch die paar Sätze die ernste und gefährliche Stimmung zerreissen zu können, so hatte sie sich getäuscht.

„Weißt du wirklich, was es gibt, und was es nicht gibt?“ sagte er grob. „Kannst du dir denn nicht denken, daß Dinge existieren, von denen du gar keine Ahnung hast? Läß die Leute malen und schweig.“

Er reckte sich, denn nun war er nicht mehr der Liebende, der zur Liebsten sprach, sondern der Maler, der für die Freiheit und die Achtung der Kunst kämpfte.

„Ich bin nicht ins Museum gekommen, um mich an-

schreien zu lassen,“ sagte sie mit hochrotem Antlitz und kehrte ihm den Rücken. Aber da er stumm und ungerührt stehen blieb wie ein Krieger in seiner Rüstung, zum Angriff und zur Abwehr bereit, wendete sie sich ihm wieder zu und sagte. „Ich glaube, es ist am besten, wenn wir einander Adieu sagen.“ Und damit hatte sie auch schon leicht mit dem Kopfe genickt und war einige Schritte weit weg. Und jetzt glänzte ihr Haar schon im angrenzenden Saale, und jetzt huschten ihre Füße um die Ecke.

„Recht so,“ murmelte er und sagte damit doch nicht ganz das, was er meinte. „Ja, recht so,“ wiederholte er, und diesmal gab er den drei Worten Gewicht und Schwere eines vollgültigen Urteilspruches. Noch einmal beschauten er das mutige, farbenprächtige Bild, dachte: Soviel wie ich hat dir keiner geopfert! und schritt dann langsam die Nebentreppe hinunter, aus dem Himmel, wo Licht und Freude war, gleichsam hinuntersteigend auf den Erdboden der trüben, regennassen, kötigen Wirklichkeit. Mit jedem Schritte, den er tat, wurde ihm sein Verlust und sein Schmerz fühlbarer. Denn nun hatte er nicht nur ein Mädchen verloren, sondern er hatte die Menschheit überhaupt verloren, so sehr hatte ihm Rösli die Menschheit bedeutet. Diesmal war er nicht nur als Liebster belogen worden, sondern als Künstler und Heilandsjünger, der an die Menschen geglaubt hatte

und von diesem Tage an keinem Menschen mehr glauben konnte. Ein heiliges, schönes Kind hat er zu lieben geglaubt, auf eine reiche Seele hat er gehofft, so unerschöpflich wie eine Quelle, die auch im heißesten Sommer noch rinnt. Aber sieh, auch sie war schließlich nur ein Teil der Menge, und was aus ihrem Munde kam, war keine Offenbarung, sondern nur die platte Meinung der Menge. Ein verschwenderischer Brunnen war sie ihm gewesen, und jetzt zeigte sie sich plötzlich als ein flaches Gefäß bloß, das ihm höchstens zurückgab, was hineingegossen worden war. Trügerisch hatte sie geblitzt, wie ein Stern, der glitzert und blinkt, so lange ihn die Sonne bescheint. Ohne ihr Licht aber ist er bloß Dunkelheit, und das Auge, das ihn sucht, irrt im Leeren.

Was half es ihm, daß die Vergänglichkeit mit lauten Zungen predigte, als er mit niedergeschlagenen Bliden durch die Säle ging:

„Berge hoben sich über Berge, Länder schoben sich über Länder, wo Meer war, ward Land, wo Land, da wurde Meer. Bedenke das Große, das drohend unter deinen Füßen lauert und heute oder morgen Europa vernichten kann und übermorgen Amerika, und vergiß dein Schmerzlein, das nicht zu messen und zu wägen ist, verglichen mit dem, was wir schildern.“ — So sprachen die geologischen Profile, die mit Strichen und bunten Farben ein sauberes Bild dessen gaben, was aus Kies und Lehmt und Steinhaufen und Felswänden und Bohrlöchern enträstelt worden war, und wo eine schönpunktierte Bogenlinie ein so großes Geschehen bedeutete, daß alle Erdbeben und Vulkanausbrüche unserer Zeit dagegen ein Kinderspiel waren.

Und die Vorbeer- und Zimmetblätter sprachen: „Südlische Wälder waren wir. Nun stolperst du über die Steine, die unsere armseligen Überreste eingesorgt haben, wenn du durch den Buchenwald wanderst. Wohin ging die Wärme, woher kam die Kälte? Sag das, und du magst an dein Mädchen denken. Wer aber wird an so Geringes denken, wenn so große Fragen noch nicht gelöst sind.“

Und es sprachen die Buntsandsteine: „Wüstensand ist Stein geworden und zeigt noch Spuren der Tiere, die ihn durchstießen. Stein wird wieder Sand. Beschau die Spuren deiner Füße im Sande — denn auch dieser Sand wird wieder Stein werden in Millionen und Übermillionen Jahren. Und es ist möglich, daß er noch die Abdrücke deiner Schuhe zeigt, wenn du schon längst gestorben bist und nicht einmal mehr ein Buch davon meldet, daß du überhaupt gelebt hast. Vielleicht liegt dereinst ein Stein mit deinen Spuren in einer Vitrine und wird beschaut von einem Wesen — darf man's noch Mensch nennen? Wenn du in solche Weite schweifst, kannst du dann nicht das quälende Nächste vergessen?“

Aber der Maler schaute sie, die also zu ihm sprachen, traurig an und antwortete ihnen:

„Nichts hilft mir eure Barmherzigkeit für die ich euch danke, denn längst weiß ich, was Vergänglichkeit bedeutet. Die Ewigkeit aber ist in der Liebe und im Werk. Und beides ist eins und in dem Einen ist alles. Nun aber ist es mir widerfahren, als Schlimmstes vom Schlimmen, daß mir die Liebe geraubt worden ist und darum auch das Werk. Denn ich weiß, daß meine Augen blind sein

werden von nun an und meine Hände lahm. Darum bin ich traurig.“

Eine Woche verging, ohne daß er einen Pinsel anrühren konnte. Rössli ließ nichts von sich hören. Es war wohl das Beste. Denn wenn sie auch gekommen wäre und ihn um Verzeihung gebeten hätte, es würde sie doch nicht mehr zusammengebracht haben. Denn nun wußte er, daß sie nicht zusammenpaften. Schließlich war's ja gut, daß er es beizeiten eingesehen hatte.

„Warum malst du nicht mehr?“ fragte ihn sein Vater.

„Ich habe keine Lust mehr dazu.“

Der alte Blumer erschrock. Er war zwar auch damals erschrocken, als ihm sein Sohn mitgeteilt hatte, er wolle Maler werden. Aber schlimmer dünkte es ihn nun doch zu erfahren, daß sein Sohn die Lust zum Malen verloren hatte.

„Warum denn nicht?“

„Es hat ja doch keinen Sinn. Man will Mensch bei Menschen sein, ein Mann in der Gemeinschaft! Aber es geht nicht. Die Menge hat kein Verständnis für die Kunst. Sie lacht einen bloß aus, sie schimpft, man sei überflüssig. Und so findet man sich schließlich wirklich überflüssig. Und hört mit dem Malen auf! Einige hören sogar mit dem Leben auf, wenn sie zu dieser Einsicht gekommen sind.“

„Psui, Franz.“

„Ja, psui — ich rufe es mir auch tagtäglich zu, aber es hilft doch nichts.“

„Und sie — mit den vierzigtausend?“

„Sie ist eine Gans.“

„Weißt du das schon lange?“

„Nein, aber jetzt weiß ich's.“

„Und darum malst du nicht mehr?“

„Nein, ich hab's dir schon gesagt: wegen der Menge male ich nicht mehr.“

„Ja, ja, die Menge,“ wiederholte der alte Blumer, dachte dabei aber doch ausschließlich an das Mädchen und hatte nun auf einmal so viel zu sinnen und zu spätisiieren, daß er gar nicht mehr dazu kam, an seiner Erfindung zur Beseitigung der Staatsbeamten zu arbeiten.

Franz merkte die Besorgnis des Alten und litt darüber und hätte sie gerne durch ein frisches, gutes Bild zerstreut. Oft stellte er sich vor die Staffelei, und immer wieder mußte er alles weg schmeißen und davonlaufen. Denn die Menge, die Menge...

Aber eines Abends, als es schon dunkel war, schritt er planlos stadteinwärts und kam unversehens auf den Platz, wo dann und wann Menagerien und derlei Schaustellungen ihre lauten Rufe erschallen ließen. Ganz unverhofft geriet er in ein Fest hinein. Azetylenflammen beleuchteten unruhig und grell ein Bretterpodium und viel Volk, das ringsum saß und stand und schaute und staunte.

Auch Franz Blumer ließ sich anwerben und saß plötzlich auf dem ersten Platz und wartete auf den dummen August und alles andere, was ihm für einen Franken versprochen worden war. Die Menschen schlossen sich um ihn wie eine Mauer. Tief herunter hing der Himmel. Die Bäume leuchteten mit seltsamer grünvioletter Farbe. Da

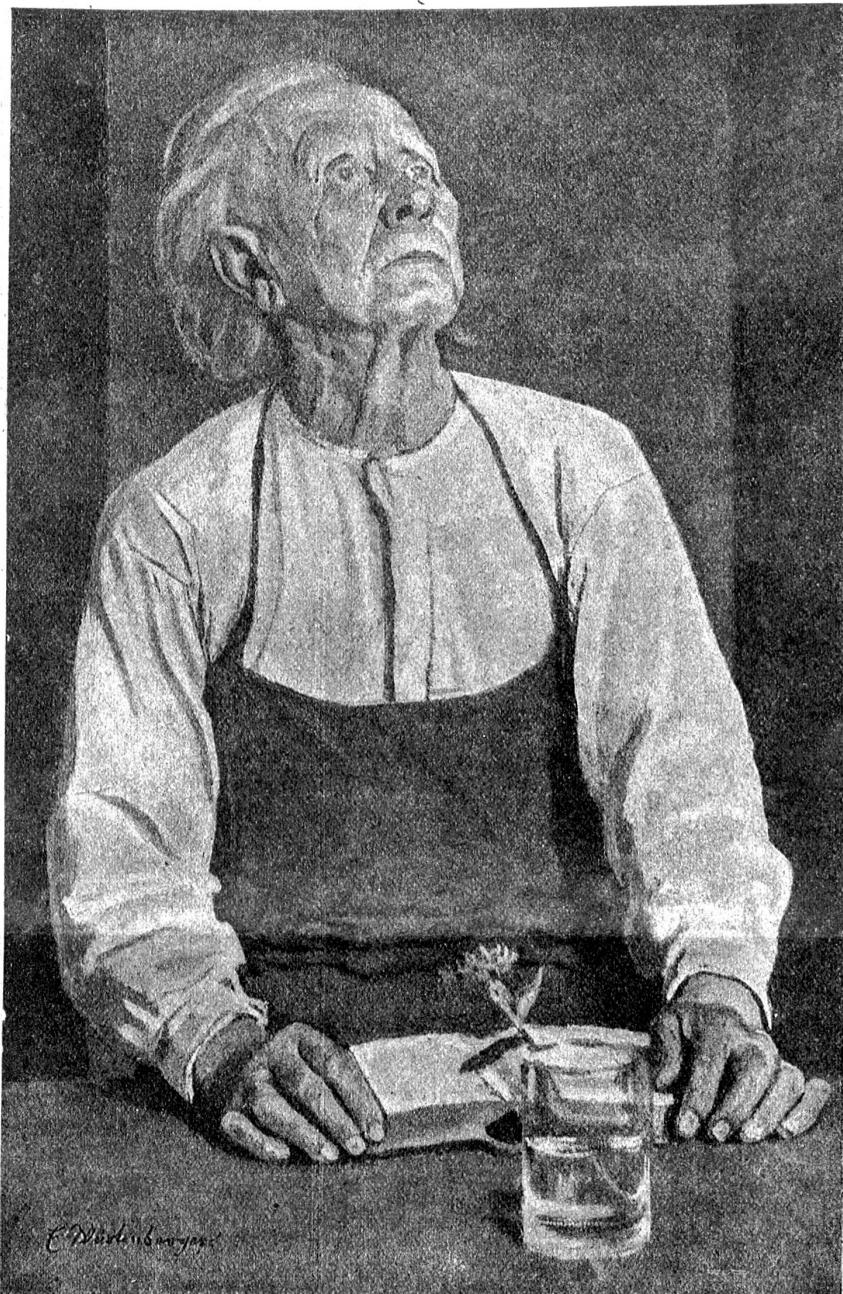
standen Burschen, die Apachen glichen, so verwegnen waren sie in ihrer Tracht und Haltung, und Mädelchen lehnten sich an sie, die recht verdorben und versünderlich drein sahen, so jung sie noch waren. Wer sie anschaut, der wußte, daß sie nie Kinder gebären würden. Und da saß das Volk, die Menge, die er so verachtete und hasste und die nun fröhlich die Augen aufgesperrt hielt, um ja kein Wunder zu versäumen. In regelmäßigen Zwischenräumen flügelten die Straßenbahnen vorbei, und wenn es einmal ganz still war, hörte man einen Fluss rauschen.

Seltsam, wie ergreifend das alles wirkte, was in einem Variété-Brauchtum etwas ganz Gewöhnliches gewesen wäre. Der Himmel machte das Schauspiel zum Mysterium, und daß sich Beifall und Zuschauerneugierde weit fortpflanzte, über den Platz hinweg zu den Häusern hinüber, wo die Leute unter den Fenstern lagen, und den Berg hinauf, wo auch Leute standen, erweckte den Eindruck, als spiele die ganze Stadt mit Leib und Seele mit, und alles was geschehe, geschehe nicht nur für einige, die bezahlten, sondern für alle, die Augen hatten und schauen wollten.

Der dumme August kam, aber seine Späße waren alt, und ergreifender war es, die Leute ringsum anzusehen und auf ihren Antlizen den Freuden nachzuspüren, die ihnen der Bruder Lustig schenkte. Auch der Schlangenmensch war weder rührend, noch befretend, denn er zeigte sich so unmenschlich fehlerlos, daß man bei seiner automatenhaften Sicherheit ganz vergaß, daß man es mit einem Menschen zu tun hatte.

Aber dann hüpfte ein kleines Mädelchen auf die Bühne, das nicht älter sein möchte als fünf Jahre. Und auf einmal überschwemmte das Mitleid wie eine Woge alle, die dasaßen und herumstanden. Ein lustreiches Mitleid war es, und gerade darum gab man sich ihm so gerne hin. Denn wohl mußte das kleine Ding gar schwierige Künste zeigen, aber man kam nicht dazu, an Quälerei zu denken, weil ihm der Stolz ob gelungener Leistungen recht deutlich im Gesicht zu lesen war. Aber im Stolze lag auch Schmerz, und darum saß man ergriffen da, einer wie der andere, und war die Menge plötzlich zu einer einzigen großen Familie geworden, durchbebzt von einem Gefühl.

Rührend war es, die Kleine zu sehen, mit gespreizten Beinchen, die Füße auf zwei Stuhllehnen, die ihr Bruder immer weiter auseinanderrückte. Einer Gebärenenden glich das kleine Ding, so schmerzlich war jeder Zug seines Gesichtchens. Ja, es hatte ganz die Züge einer Frau, die geboren hat. Und das Ergriffendste war gerade die Mischung von



E. Würtenberger: Der Gottsucher.
(Cliché aus dem Schweizer Heim-Kalender.)

Alter und früher Jugend. Dies Kind ist schon ein Mensch, der alles erfahren hat, sagte sich Franz. Bald wird es in die Schule gehen. Und der Lehrer wird es als ein dummes, kleines Menschlein behandeln, das nichts weiß und nichts kann — und es mit dem ABC plagen, dieses Mädelchen, das jetzt schon bis zum XY3 alles Menschlichen gekommen ist und den Lehrer über Dinge belehren könnte, von denen er keine Ahnung hat.

Danach kamen lebende Bilder an die Reihe, rot und grün und violett beleuchtet, und der Schlußeffekt war patriotischer Art nach dem altbekannten und beliebten Schema „Heil dir Helvetia“ oder „Der Schwur der drei Eidgenossen“. Die Menge erwies sich dankbar und klatschte. Franz aber sehnte sich nach dem kleinen Mädelchen und der seltsamen Ergriffenheit, die es ihm gebracht hatte. Er sehnte



In Ostia ausgegrabene antike Privathäuser aus der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.: Ansicht der Gartenseite.

sich nach dieser Ergriffenheit, als sei sie ein Mittel zur Befreiung von seinem untätigen Dahinträumen. Als liege eine Kraft in ihr, die ihn wieder zum Maler machen könnte.

Die Lichter erloschen. „Das hohe Seil wird bestiegen,“ verkündete ein vierzehntiger Mann. Jetzt erst gewährte der Maler einen Mast, der sich nach oben in den dunkeln geheimnisvollen Nachthimmel verlor und von dem aus sich ein Seil zum Dachfensterlein eines Hauses hinüberspannte. Hoch über der Erde schien es zu schweben, durch das Dunkel gewissermaßen höher gehoben und ins Unendliche verlängert.

Ein Mädchen schritt hinüber — man hielt den Atem an — nein, es schritt nicht, es schwebte, es flog, es verschwand in der Dunkelheit. Und es erschien wieder mit der mächtigen Balancierstange, die leise schwankte. Es trippelte so leicht und schnell, als bewege es sich auf einem Tanzboden, und doch lag unter ihm die nackte, harte Erde. Kein Netz täuschte Rettung vor. Wenn es fiel, dann fiel es in den Tod.

Ein verwegener Bursche kletterte hinauf. Und seltsam war nun zu spüren, wie von diesem verwegenen Burschen wieder ein Gefühl der Befreiung ausging. Er lief über dem Tode und spottete seiner! Und eines Tages wird er doch herunterstürzen!

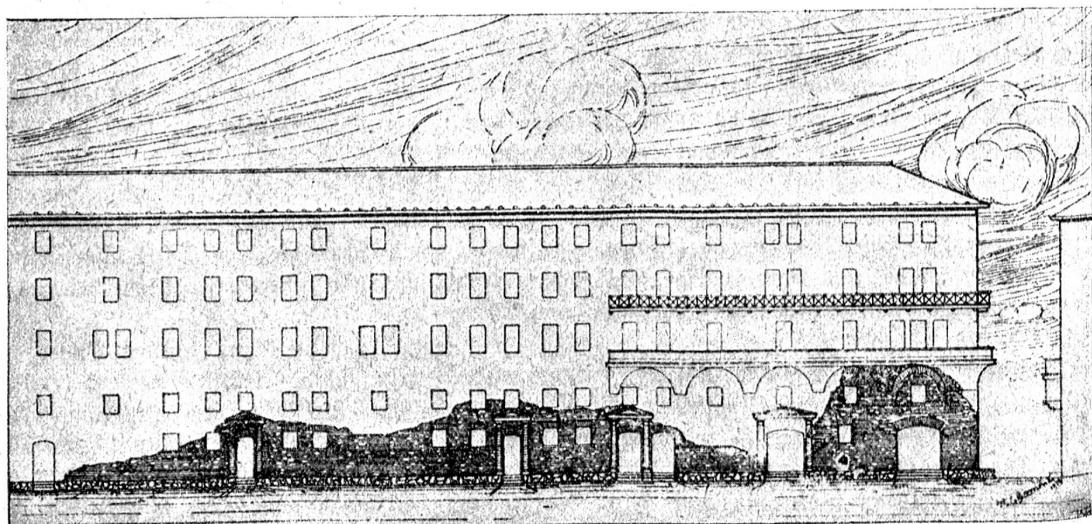
Aber daß er den Tod nicht fürchtet, ist wie eine Erlösung für alle die andern, für die guten Bürger und Familienbäter, die Mütter und Mädchen, die den Tod so sehr fürchten. Sie wagen nichts — er aber wagts. Und das schenkt ihnen Befreiung und Er-

lösung aus der gewohnten Lebensenge. Sie atmen auf. Sie gehen gleichsam hinter ihm auf dem Seile. Sie stehen neben ihm. Sie machen mit ihm den Kopfstand, den tollkühnen Kopfstand. Sie haben ganz vergessen, wie kleinlich und ängstlich sie bis heute gewesen sind. Von nun an werden sie es nicht mehr sein. Denn jetzt sind sie mutig und waghalsig, wie nur einer, und es scheint ihnen nicht möglich, daß sie jemals wieder feige sein könnten. Und da das

(Fortschung folgt.)

Aus einer antiken Großstadt.

Bisher glaubte man, ein antikes, speziell römisches Privathaus aus der spät republikanischen oder aus der Kaiserzeit müsse man sich als einen einstöckigen Bau vorstellen, dessen zahlreiche Innenräume sich regelmäßig um Atrien und Säulenhöfe herumgruppierten. Die Ausgrabungen in Pompeji stützten diese Meinung; aber man mußte logischerweise annehmen, daß die Verhältnisse in den Großstädten, zumal in der Siebenhügelstadt, wo sich die Bevölkerung zusammendrängte, anders lagen. Hier mußte man sich mehrstöckige Häuser, ähnlich unseren Mietkasernen, denken. Freilich, wie diese wirklich aussahen, darüber war man bis heute im Zweifel.



Rekonstruktion der Straßenfassade.